20. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 213

# In freier Stunde

# Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(16. Fortsetzung) (Nachdruck verboten) 

Anna wurde die Trennung von Ruth schwer. Die beiden hatten sich eng zusammengefunden, seit Carla fort war. Fast täglich hatten sie sich gesehen, hatten bald hüben, bald drüben im Garten oder Haus zusammengesessen.

„Wann werdet ihr denn reisen," fragte sie und hatte fast Tränen in den Augen.

„Es ist noch gar nichts bestimmt. Vater hat keine Zeit, sagt er; in den Werken sei Hochbetrieb. Er wartet, daß Fritz Kähl seine Versuche beendet. Dann soll der Bau beginnen. Und dann kommt wieder etwas anderes. Ich kenne das schon. Das geht seit Kriegsbeginn so."

„Und Tante Lucie?" Anna sagte immer noch „Tante Lucie" wie als Kind, wie in den Monaten, in denen die Schwester mit Hermann verlobt gewesen.

„Ach Mutter, Mutter schwankt. Sie will nach Karlsbad, aber dafür sei es zu spät. Dann will sie nach Kissingen, aber das ist ihr zu stark. So werden wir wohl letzten Endes hier bleiben."

„Bleibst du denn gern hier?"

Ruth antwortete nicht gleich, sie zögerte, schließlich sagte sie: „Mir ist es gleich. Mir ist überhaupt alles gleich." Ein enttäuschter Zug lag um ihren jungen Mund.

Anna sah ihn. Und Mitleid stieg in ihr auf. „Was hast du, Ruth? Warum bist du so bitter?"

Den Kopf schüttelte Ruth. „Bitter — nein, Liebes, bitter bin ich nicht. Nur zwecklos scheint mir das Leben. Wozu bin ich da? Ich ziehe mich morgens an, gehe spazieren, esse, ziehe mich um, trinke Tee, ziehe mich wieder um, esse wieder und gehe schlafen. Dazwischen 'mal Besorgungen mit Mutter, 'mal Gespräche mit Vater, dann und wann 'mal Tennis, oder wir frühstücken im Unionhotel. Immer dasselbe. Ist das ein Leben? Und nun gehst du auch noch fort . . ."

„Ich tu's nicht gern, Ruth."

„Weiß ich ja, mein Schäfchen, weiß ich ja. Du Gutes, du Geliebtes." Tief atmete sie auf, fast wie ein Stöhnen klang es. „Es scheint alles so schön. Wie viele mögen mich beneiden. Aber was hab' ich denn vom Leben? Wenn ich wenigstens noch eine Hoffnung hätte, irgendeine Hoffnung."

Da wurden Annas Augen ganz groß. „Ja — eine Hoffnung haben, das müßte schön sein."

*

Frau Aufhäuser war wütend, als Christof ihr von der beschlossenen Abreise erzählte. Im Kählschen Garten hatte sie sich getroffen, wie schon so oft, hinten im äußersten Winkel, wo die Mauer des alten Zimmerschen Fabrikgebäudes gegen das Grundstück stieß, wo sie durch hohe Fliederbüsche durch das Haus gedeckt waren. Dieser Teil des Gartens war etwas verwildert, früher hatte ihn keiner geliebt, weil stets Arbeitslärm herübergedrungen war; dann hatten die Kinder drum gebettelt, daß er so wild bliebe, weil es sich nirgends so schön tobte und spielte. Und als sie herangewachsen waren, hatte niemand daran gedacht, ihn herzurichten. Konrad Kähl kam ja so selten in den Garten, er war fast stets in seinem Hotel, und Lisa genügte der gepflegte Teil am Hause.

Eine kleine spitze, weibliche Wut war in Claire Aufhäuser. „Sie werden nicht reisen, Christof, Sie werden hier bleiben. Sie wissen genau, daß ich Ihretwegen nicht nach Luzern zurückgefahren bin, daß ich Ihretwegen immer noch in diesem gräßlichen Berlin, in dieser feuchten, dumpfen Josephinenstraße sitze und mich mit Lisa anöde. Ich habe Ihnen dies Opfer gebracht, und nun erklären Sie einfach, daß Sie nach Golmitz führen. Das ist schlecht von Ihnen, häßlich ist das."

„Ich kann doch nicht anders, Claire."

„Natürlich, Sie können nicht anders. Sie müssen an Vaters Rockzipfel hängen. Machen Sie sich doch frei, lassen Sie sich doch nicht so unterkriegen. Trumpfen Sie doch auf."

„Es geht doch nicht. Wie soll ich es denn machen?"

„Sie wollen nur nicht, Christof. Das ist es. Sie sind ganz froh, daß Sie fortkommen. Ich habe es ja schon lange gefühlt, daß ich Ihnen lästig bin. Schon zweimal haben Sie mir Verabredungen abgesagt. Und vorgestern haben Sie mich warten lassen — eine volle Viertelstunde . . ."

„Nicht fünf Minuten waren es."

„Mindestens zehn. Und wenn es auch nur fünf gewesen wären; eine Dame läßt man nicht warten, wenn man nur noch etwas, das allergeringste Interesse für sie hat. Aber Sie haben mich in dem Sonnenbrand stehen lassen auf diesem öden Reichskanzlerplatz da oben, wo es kein Fleckchen Schatten gibt. Das wußten Sie. Jawohl, Sie wußten es. Glauben Sie, daß das eine Frau nicht merkt?"

„Es war wirklich nicht böse Absicht."

„Und das Restaurant, in das Sie mich schleppten? Allein wollen wir sein, hatten Sie gesagt. Und dann war kaum ein Tisch zu haben. Menschen rechts und Menschen links. Schlechtangezogene Dämchen mit ihren Freunden. Da bringen Sie mich hin. Qualen habe ich gelitten. Und das Gesicht tat mir vom Sonnenbrand weh. Heulen hätte ich mögen. Die Haut am ganzen Körper schmerzte, durchs Kleid durch

war ich wie versengt. Die Schultern, die Arme, der Rücken, die . . ." Kurz brach sie ab, hob den Kopf und blickte ihn an. Wirklich, sie hatte Tränen in den Augen.

„Claire," sagte er, „ich versichere Ihnen . . ."

„Versichern Sie nichts, Christof. Ich kann Ihnen nicht mehr glauben. Fahren Sie, fahren Sie. Ich weiß, ich kann Sie nicht halten."

Schneller schritt Claire Aufhäuser aus, in den Weg, der zum Kählschen Hause führte, bog sie ein. Stumm ging Christof Falkenberg neben ihr. Als sie aus den Fliederbüschen heraustraten, stutzte er. Aber sie ging weiter. „Sie können ruhig kommen, Graf Falkenberg. Oder fürchten Sie sich? Schämen Sie sich vielleicht schon meiner? Mich sollte es nicht wundern. Aber sie brauchen keine Angst zu haben, Lisa ist nicht zu Hause, auch die Dienstboten nicht, falls Sie es interessieren sollte."

Auf das Haus schritt sie zu, öffnete die Tür: eine teppichbelegte Treppe lag im Halbdunkel. Christof wußte, sie führte zu den Gast- und Schlafzimmern. Oft war er sie hinaufgelaufen, zwei, drei Stufen auf einmal, als Lisas Spielzimmer noch da oben lag neben Fritz' Schulstube. Wie lange war das her? Fünfzehn Jahre oder schon zwanzig.

Einen Schritt trat Frau Aufhäuser in das Haus ein. Dann streckte sie Christof die Hand entgegen. „Leben Sie wohl, Graf Falkenberg."

„Warum sagen Sie: ‚Graf Falkenberg'? Warum so förmlich, Claire?"

Sie schüttelte müde den Kopf. „Weil doch alles aus ist. Alles vorbei. Ich habe geträumt, und mein Traum war falsch. Leben Sie wohl."

Noch immer hielt sie ihm die Hand hin. Er nahm sie und wollte sich über sie beugen. Da zog sie seine Rechte fest an sich und drückte sie gegen ihre Brust. Hastig ging ihr Atem, und ihr Herz schlug schnell.

Auch er stand jetzt im Hause. Er fühlte den Schlag ihres Blutes in seiner Hand. Langsam fiel die Tür hinter ihnen ins Schloß.

*

Die Abendtafel in Golmitz wurde nicht so laut und froh, wie der alte Graf und Carla gedacht hatten. Sie waren alle wortkarg, die Gäste aus der Josephinenstraße.

Tagsüber lastete eine glühende Hitze über dem Land. Und die Nächte brachten kaum Abkühlung. Carla hatte ihre Ritte eingestellt, sie schlenderte in den Früh- und Abendstunden mit der Mutter und Anna durch den Park. Weit kam die Gräfin nie, nach zehn Minuten schon ließ sie sich gewöhnlich auf eine Bank fallen und stöhnte: „Die Hitze — die Hitze!" Sie machte die Spaziergänge nur pflichtgemäß, weil sie doch nun einmal auf dem Lande war; lieber blieb sie im Schloß, wo in den hohen Räumen wenigstens erträgliche Temperaturen herrschten. Wenn die beiden Schwestern allein miteinander waren, fiel kaum ein Wort zwischen ihnen. Anna litt unter diesem Schweigen; sie fühlte, daß Carla in den Wochen, da sie getrennt waren, sich von ihr entfernt hatte. Ein Schleier lag um das Wesen der Schwester, dicht, faltenreich und undurchdringlich. Was verbarg er? Sie versuchte ihn zu teilen, sie fragte vorsichtig, fragte, wie Carla die Wochen hier verbracht hätte, was sie getan, ob sie etwas gelesen. Aber sie erhielt keine Antwort. Die Aeltere zog das Gewebe nur enger um sich.

Schmerzhaft entbehrte Anna die Aussprache, sie war nicht für Einsamkeit geschaffen; sie sehnte sich nach einem Blick in das Innere Carlas, damit auch sie ihr Inneres öffnen, von sich reden, sich freisprechen könne. Sie litt. Dies Leben im Nichtstun war ihr furchtbar, diese unausgefüllten Stunden, in denen man die Hitze doppelt lasten fühlte. Auf die Suche nach Arbeit ging sie, stieg hinunter ins Reich der Mamsell, herauf zur Beschließerin, stand vor den Leinenschränken, half beim Wäschezählen. Aber alles blieb Stückwerk, Spielerei und keine Pflicht. Sie mußte immer wieder an Ruth denken: „Schlafen, sich umziehen, essen und wieder schlafen, ist das ein Leben?" Sie erneuerte ihre alte Freundschaft mit dem Gärtner, so konnte sie wenigstens eins ganz auf sich nehmen: den Blumenschmuck im Hause; Vasen füllte sie in allen Zimmern, schnitt selbst im Garten aus der blühenden Pracht, was sie brauchte: Rosen und leuchtenden Mohn, japanische Federnelken und bunte Studentenblumen. Es verschwendete sich ja alles auf einmal in diesem gleißenden Sommer.

Wrangel war jetzt selten bei Tisch zur Stelle. Er steckte in der Arbeit von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang. Die Ernte stand auf der Höhe. Alles war reif: Hafer, Gerste, Weizen, Roggen. Jede Hand mußte heran, den Segen einzubringen, damit das Korn nicht auf dem Halm ausfiel. Dabei waren die Arbeitskräfte knapp; auf den plötzlichen Ansturm war man nicht vorbereitet; alle Dispositionen waren umgeworfen, wo alle Felder auf einmal nach Schlag und Einfuhr riefen. Aus Doßlau wurden Hilfsmannschaften geholt, jeden Morgen fuhren zwei Lastkraftwagen nach der Kreisstadt und brachten Männer und Frauen heran, eine zweite Kolonne kam mit der Kleinbahn. Aber gelernte Landarbeiter waren es nicht, sie bummelten gern und ermüdeten schnell; ihre Körper waren nicht geschult.

Auch Christof fehlte oft zu den Mahlzeiten. Er hatte sich eng an Wrangel angeschlossen. Schon am ersten Abend hatten sie sich im Gespräch gefunden. Politisch zuerst. Der Vater hatte das Gespräch auf die Regierung und Regierungsfragen gebracht, er liebte das, wenn Herren dabei waren; er sprach dann gern von seiner eigenen Dienstzeit im Innenministerium; auch im Ministerium für Landwirtschaft hatte er einmal gesessen. Er verglich einst und jetzt und verurteilte stark. Christof wußte, daß es wenig Zweck hatte, ihm zu widersprechen, aber er warf doch ein: „Es hat sich viel geändert, Papa, ein wenig muß man der Zeit Rechnung tragen." Worauf der Vater aufbrauste: „Das ist eben der Fehler. Rechnung tragen heißt nichts anderes, als Kompromisse schließen, als paktieren. Dabei kommt aber nichts heraus."

Nun hob Axel Wrangel den Kopf. „Verzeihung, Herr Graf, ich will nicht unbescheiden sein. Aber ich möchte doch Ihrem Sohn recht geben. Ich habe meine Erfahrungen gemacht in Kurland. Unter anderen Verhältnissen, gewiß. Unter den schärfsten nationalen Gegensätzen. Unter viel größeren Schwierigkeiten als hier. Ich habe auch mit dem Kopf durch die Wand gewollt. Die Wand ist heil geblieben. Ich habe meine Ansichten wirklich nicht geändert, aber ich habe gelernt, daß man seine Ansichten unterordnen muß, wenn es die Klugheit erfordert."

„Ich bin nicht für diese moderne Schwächlichkeit."

„Es ist nicht schwächlich, Herr Graf, im Gegenteil: es gehört oft viel Kraft dazu, Kraft der Selbstüberwindung."

Nun griff auch Christof wieder ein: „Es ist auch nicht modern, Papa. Auch Bismarck hat Kompromisse geschlossen, schließen müssen."

Worauf der Vater ihm schroff zurief: „Was willst du von Bismarck? Willst du etwa ein Bismarck sein?"

Der alte Graf hatte sich nicht in den Wortwechsel gemischt. Jetzt sagte er ruhig: „Ich glaube, es ist besser, wir unterlassen ein für allemal politische Gespräche. Ich möchte wenigstens darum bitten. Erstens erscheint es mir stets unhöflich gegen die Damen, die nun einmal die Beschäftigung mit der Vorderseite der

Zeitung nicht schätzen. Und zweitens liebe ich es nicht, wenn leeres Stroh gedroschen wird. Das ist, schon rein landwirtschaftlich genommen, eine Kraftvergeudung."

Nach Tisch ging man noch auf die Gartenterrasse. Langermann brachte die Karaffen mit Ungarwein und setzte sie auf den Tisch, der an der hohen Glaswand stand. Die Damen und Großvater und Vater nahmen Platz, während Christof und Wrangel am Steingeländer der Treppe lehnten und ihre Zigaretten rauchten.

Es dämmerte bereits stark, und die Dunkelheit trug den Schall der Worte. Carla horchte auf.

„Also, wenn Sie mich irgendwie gebrauchen können, Baron Wrangel, ich stehe zu Ihrer Verfügung. Großvater wird einverstanden sein. Stellen Sie mich an, wie Sie es für notwendig halten. Ich habe im Grunde das Berliner Faulenzerleben gründlich satt. Zu jeder Arbeit bin ich bereit, nur nicht auf dem Rentamt, nur nicht schreiben und rechnen. Draußen tue ich alles. Gelernt habe ich genug, wenn Sie irgendwo Aufsicht brauchen, sagen Sie es mir; im Feld oder auf dem Hof, mir ist beides recht. Aber ich setze mich auch auf eine Mähmaschine oder ich fahre mit ein. Selbst einen Motor kann ich bedienen. Sie brauchen nur zu befehlen."

Wrangel sagte nicht ja, nicht nein. Carla spürte, wie vorsichtig seine Antwort war. „Sehr liebenswürdig, Graf Falkenberg; ich denke, ich werde bald von Ihrem Anerbieten Gebrauch machen können." Und dann ging er zur Praxis über. „Es ist hier nicht ganz leicht. Gerade heute hätte ich in Adolfsruh ein geschultes Auge brauchen können. Sie kennen ja den alten Lembke, ein famoser Mann, aber ganz alte Schule. Wenn ich nicht zufällig vorbeigekommen wäre, hätte er mir die beiden Motortrecker, die vor den Bindern im Roggen gingen, in Grund und Boden fahren lassen."

Jetzt mußte eine Frage von Christofs Seite kommen; Wrangel erwartete sie, Carla fühlte es. Ein Erwarten war in ihr; wird der Bruder fragen? Sie atmete auf, er stellte sich nicht bloß, er fragte. Kurz und verständig. Und Wrangel stellte die Gegenfrage, ein kleines Examen begann. Er fühlte dem Bruder auf den Zahn. Wie geschickt er das machte. Wie sicher er war. Eigentlich zu sicher. Wie überall, wie immer. Seine Stimme gedämpft, sein Tonfall gleichmäßig.

Ohne es zu wollen, sah Carla zur Treppe hinüber. Als Schattenrisse standen die beiden Gestalten gegen den Abendhimmel; Axel Wrangel noch etwas größer als Christof, oder hielt er sich nur aufrechter, gerader. Der Kurländer nahm eine neue Zigarette aus seinem Etui. Sein Feuerzeug flackerte auf. Die kleine Flamme beleuchtete seinen Kopf, das scharfgeschnittene Gesicht lag für Augenblicke im Hellen.

Da sah Carla fort. — —

(Fortsetzung folgt)

# Zwerge im Auto

**„Bambuti, die Zwerge vom Kongo" — Sensation im Urwald**

**Von Pater Dr. Paul Schebesta**

„Baba wa Bambuti" — Vater der Zwerge — haben die Pygmäen von Belgisch-Kongo Pater Dr. Paul Schebesta genannt, der vor kurzem von einer mutigen Reise in die Schlupfwinkel der kleinsten Menschen der Erde im innersten Afrika zurückgekehrt ist. Die Zwerge, die in den düsteren Urwäldern des gewaltigen Kongo und seiner wilden Nebenflüsse ruhelos von Lagerstätte zu Lagerstätte wandern, sind unsere kleinsten Zeitgenossen und eine der Urrassen der Menschheit. Die Durchschnittsgröße bei den Männern beträgt 144 Zentimeter, bei den Frauen 133,3 Zentimeter. Paul Schebesta, der sich schon durch seine Bücher „Bei den Urwaldzwergen von Malaya" und „Orang-Utan" einen guten Namen geschaffen hat, versucht in einem neuen Werk „Bambuti, die Zwerge vom Kongo" (89 Abbildungen und drei Karten. Geheftet 9.75 M., Leinen 11.50 M. F. A. Brockhaus, Leipzig) Verständnis für diese Kinder der Wildnis zu wecken. Wir entnehmen dem fesselnden Buch mit Erlaubnis des Verlags F. A. Brockhaus die folgenden Ausführungen.

Das Nepoko-Hochland ist mit einem ausgedehnten Netz von Autostraßen bedeckt, die in ausgezeichnetem Zustand gehalten werden, wenn nicht etwa Naturkatastrophen alle Vorkehrungen zunichte machen. Auf der Autofahrt nach Babonge besuchte ich zwei Bambuti-Leute unfern der Straße. Ich hatte dort auch Gelegenheit, mit Leuten aus andern, entfernteren Lagern zusammenzukommen. Hier gelang uns der Spaß, die ersten Bambuti aufs Auto zu bringen und sie eine Strecke weit zu fahren, ohne daß sie besondere Furcht zeigten. Die technischen Errungenschaften der Weißen und Erfindungen, die uns staunen machen, hinterlassen bei den Zwergen keinen nachhaltigen Eindruck. Im ersten Augenblick stehen sie wohl dem Wunder sprachlos gegenüber, doch sie gewöhnen sich rasch an das Neue, das sie scheinbar nicht lange aufregt. Es wird ihnen unwichtig, da es sie nichts angeht. Dinge, die sie für ihre eigenen Zwecke verwenden oder die sie in ihre Erfahrungswelt einbauen könnten, verursachen ihnen aber die größte und nachhaltigste Freude. So war die Mundharmonika allgemein beliebt und gesucht, aber erst von dem Zeitpunkt an, als es irgend jemandem im Lager gelungen war, die ihnen bekannten Tanzweisen darauf zu spielen. Ich war sprachlos, zu hören, wie „Policy" im Asunguda-Lager am gleichen Abend noch, da ich ihm ein solches Ding schenkte, umringt von seinen Lagergenossen, Tanzmelodien spielte, die alle begeisterten. Obwohl er bis dahin eine Mundharmonika nicht einmal gesehen hatte, lernte er den Kniff sozusagen im Handumdrehen. Auch die bekannten Kindertrompeten in Form von kleinen Hähnen, die eigentlich als Geschenke für Kinder gedacht waren, weckten große Begeisterung. Die Großen rissen sich darum, nachdem sie erprobt, wie leicht das Kikeriki darauf zu blasen war. In diesen Spielereien verriet sich so recht das kindliche Wesen der Zwerge. Kino- und Photoapparate ließen sie kalt, die elektrische Lampe, die in der Nacht Blitze schleuderte, jagte ihnen dagegen Schrecken ein, bis ein Herzhafter auf meine Aufforderung hin zaudernd herantrat und den „Blitz" mit Hilfe des Hebels ein- und ausschalten lernte. Die größte Sensation war aber immer der Phonograph, nicht etwa jener, der irgendwelche fremden Melodien brachte, für die sie sehr wenig Interesse zeigten, sondern jener, der ihre eigenen Stimmen einfing und sofort wiedergab. Immer, wenn ich den Phonoapparat aufstellte, um Aufnahmen zu machen, hatte ich viel Publikum, Männer, Weiber und Kinder, um mich herum. Das erstemal in einem Lager, wenn die Sache noch fremd war, hielt es meist schwer, die Sänger zusammenzufischen, die Menge sang teilnahmslos oder gar ängstlich in den Apparat hinein. Wenn aber die Nadel umgetauscht war und der gleiche Gesang aus dem Apparat deutlich über die staunende Schar schwebte, da war mit einem Schlag alle Angst weggeblasen, die Augen leuchteten, die Zwerge hüpften, und ihr vor Staunen halb offener Mund brach in rasende Rufe des Staunens und der Freude aus. Dann wieder verstummten alle für einen Augenblick und horchten, bis eine vorlaute Stimme allgemein erkannt und bejubelt wurde. Einem Forscher, dem daran liegt, schnell an die Pygmäen heranzukommen, ihre angeborene Scheu zu brechen, rate ich, sich vor allem mit einem Phonoapparat auszurüsten.

Im Lager von Babonge begegnete ich einem schlanken Mubudu-Neger, der mit seinem Weib über Land ging, um seine Verwandten zu besuchen. Das verdiente gar nicht erwähnt zu werden, wenn nicht in seinem Gefolge ein Pygmäenbursche gewesen wäre, der seinem Herrn den Stuhl nachtrug, und ein Pygmäenweib, das mit einer Last auf dem Rücken, offenbar Lebensmitteln und Küchengeräten, der Frau nachkeuchte. Jeder Bambuti-Patron kann sich eine solche Begleitung und Dienerschaft leisten.

Die in der Nachbarschaft wohnenden Bambuti, die ich des kurzen Aufenthalts wegen nicht aufsuchen konnte, antworteten auf meine Einladung, mich in der Rasthütte zu besuchen, mit einem Nein; ich sollte zu ihnen kommen, sie würden auf mich am Straßenrand warten, ließen sie mir sagen. Ich mußte also nachgeben. Kaum war unser Ford einige Kilometer weit auf der Landstraße von Babonge dahingesaust, als die ersten Pygmäen aus dem Dickicht auftauchten. Ohne Zaudern kletterten sie auf unsern Wagen und geleiteten uns bis zu der Stelle, wo der Pfad ins Dickicht abbog. Dort stand ein überaus armseliges, schmutziges Lager mit nur vier Hütten. Auch bei einem Pygmäenlager kann man den Wohlstand nach dem Aussehen abschätzen; worin er jeweils begründet ist, läßt sich nur vermuten. Ist die Zahl der Insassen groß, ist zumal die Weiblichkeit stark vertreten, dann steht es im Lager gleich anheimelnder aus als in einem andern, wo nur wenige Frauen, alte gebrechliche Leute und unmündige Kinder daheim sind. Das war hier der Fall. Zwei klapprige Männlein, die nicht nur durch ihren kleinen Körperbau, sondern auch durch prächtigen Bartwuchs an Märchenkobolde erinnerten, stellte ich rechts und links von mir. Obwohl ich auch kein Riese an Gestalt bin, konnten diese Greise, ohne anzustoßen, unter meinen ausgestreckten Armen hindurch, so winzig klein waren sie, dazu schrumpelig und schmutzig wie das Lager selbst. Kühl und regnerisch war es an jenem Tage, so daß die beiden, wie übrigens die ganze Zwergengesellschaft, die Arme unter die Achseln gedrückt, vor Kälte zappelten. Einer von ihnen, der auch noch kränklich war, stand in seiner ganzen Jammergestalt da und fuhr mit einem glimmenden Klotz vor seiner Brust hin und her, um sich zu wärmen, dann verschwand er unter dem schützenden Dach und sog mit einem Röhrchen eine undefinierbare Arznei ein, die aus einem schmutzigen Saft bestand, dem Auszug einer Wurzelart. Ich konnte mich nicht entschließen, den Finger in die schmutzigen Topf zu tauchen, um den Geschmack zu prüfen, so widrig strotzte alles von Schmutz. Es liegt mir ganz fern, über die Armut dieser Armenschen zu schelten, doch ließ gerade dieses Lager jeden Schein von Sauberkeit vermissen. Schutthaufen und Abfälle lagen ringsherum, die Hütten selbst waren alles andere als wohnlich und standen in ihrer Ausführung den gewöhnlichen Bienenkorbhütten der Bambuti weit nach. Eigentlich waren es nur Windschirme, schräg abfallende Dächer, nach vorn zu völlig offen, seitwärts durch aufgestellte Palmblätter gegen die Unbill des Wetters nur mangelhaft geschützt. Das Lager war so arm, daß ich lange suchen mußte, ehe ich einen Museumsgegenstand des Einhandelns für würdig erachtete.

# Ein Knopf fehlt...

*Von Dörte Friedrich*

Frau Janne sitzt allein zu Haus. Um sieben soll es Abendbrot geben, denn um sechs Uhr kommt Hermann Janne aus dem Büro, und er hat es gern, wenn alles bereit ist. Frau Janne hat nichts zu tun. So setzt sie sich denn ein bißchen an den Tisch und nimmt eine Zeitung zur Hand. Die Lokalnachrichten interessieren sie besonders.

Plötzlich wird Frau Janne weiß wie das Tischtuch auf dem Tische. Da steht: Die Polizei verhaftete einen gewissen H. J. Er steht im Verdacht, an dem Eifersuchtsattentat gegen die Tänzerin Karoline Bojan beteiligt zu sein. Allem Anschein nach scheint er verheiratet zu sein. Der Mantel, den er trug, wies Spuren eines Kampfes auf, jedenfalls fehlte der oberste Knopf. Sachdienliche Meldungen erbittet Kommissar Bruher.

Soweit die Meldung. Um Frau Janne aber dreht sich das ganze Zimmer. Sie hat immer schon gewußt, daß mit ihrem Hermann etwas nicht richtig ist, aber daß er zum gemeinen Mörder werden würde, das hat sie nicht erwartet. Sie hat ihm alles gegeben, wozu sie fähig war, Liebe und Freundlichkeit, und Janne war ein guter Mann. Freilich hatte er die Bojan einmal in einer Wohltätigkeitsvorstellung gesehen und hatte von ih geschwärmt, und wenn er auch ein großer Kunstfanatiker war, daß er sich so in dieses junge Fräulein verlieben würde, daß er sie aus Eifersucht töten würde, das hätte sie nimmer gedacht.

Gestern noch hatte er sie gebeten, ihm den Knopf am Mantel anzunähen. Sie hatte es nicht getan. Und jetzt galt das als ein Indiz. Kein Mensch würde ihm glauben, daß er auf das Annähen des Knopfes schon eine Woche wartete, alle würden sagen, daß ihm der Knopf im Kampfe mit dem Opfer abgerissen worden sei. Und wie, wenn er überhaupt unschuldig war?

In diesem Augenblick packt Frau Janne das ganz große Elend. Jetzt sieht sie auf einmal, daß sie keine gute Frau war. Der abgerissene Knopf, der dem guten Janne so verhängnisvoll werden kann, beweist es ihr.

Aber was helfen späte Klagen? Janne muß geholfen werden.

Ratlos geht Frau Janne einige Zeit im Zimmer auf und ab. Dann faßt sie einen Entschluß und geht zur Polizei.

Als sie sagt, sie sei die Frau des verhafteten H. J. — sie schämt sich, den vollen Namen auszusprechen — wird sie zum Kommissar geführt.

„Was haben Sie uns zu sagen?" fragt der, ein Herr mit einem grauen Bart, der eher wie ein Arzt als wie ein Beamter aussieht.

Frau Janne findet nicht die richtigen Worte.

„Er ist unschuldig, Herr Kommissar," sagt sie.

„Wer ist unschuldig?"

„Mein Mann. Er hat mit der Tänzerin nichts zu tun gehabt, er hat sie nur bewundert, und der Knopf fehlt ihm schon seit Tagen."

„Sie sind seine Frau?"

„Jawohl."

„Ich kann nichts tun. Ich werde natürlich ein Protokoll über Ihre Aussagen aufnehmen, aber ich verspreche mir nicht viel davon. Sie als Ehefrau werden schon etwas Entlastendes finden, das kann ich mir denken. Haben Sie denn einmal an ihm etwas Ungewöhnliches entdeckt, etwas, das darauf schließen läßt, er sei nicht ganz normal?"

Frau Janne ist nur von dem Gedanken beseelt, ihren Mann zu retten, der durch ihre Schuld in diese Lage gekommen ist. Und da ihr der Kommissar das Stichwort gegeben hat, fällt sie ein und schildert Janne als einen Mann, der die komischsten Sachen macht, woraus klar ersichtlich ist, daß er verrückt ist. Der Kommissar hat inzwischen eine Stenotypistin geholt und diktiert ihr alle Aussagen.

Dann sagt er zu Frau Janne:

„Sie können gehen."

Frau Janne ist schon an der Tür, da ruft er sie zurück: „Sie haben ja einen falschen Namen unter das Protokoll geschrieben."

„Aber wo denn, ich heiße Janne."

„Ja, was wollen Sie denn eigentlich hier?"

„Ist mein Mann denn nicht verhaftet?"

„Nein, der Verhaftete heißt Johann, Heinz Johann. Er hat übrigens schon gestanden."

Da lacht Frau Janne befreit auf. Der Kommissar hört dieses Lachen und weiß, daß da eine menschliche Tragödie verhindert ist.

*

Frau Janne kommt nach Hause. Da sitzt ihr Hermann im Salon und liest Zeitung.

„Den Mörder der Bojan haben sie geschnappt," sagt er. „Der Idiot hat seinen Knopf verloren. Na, gibt es bald Abendbrot?"

Er weiß nicht, warum sie so freundlich und lieb zu ihm ist. Es rührt ihn fast.

Am Morgen, noch bevor er ins Büro geht, näht sie ihm den Knopf an und nimmt den Faden vierfach.

## ■ Fröhliche Ecke ■

**Herrenpartie**

„Hast du genügend Proviant mit?"

„Ja — aber den Korkenzieher habe ich vergessen!"

*

**Bedauerlich**

„Mir scheint, Ihre ganze Familie hat Zahnschmerzen?"

„Ja, entsetzlich — Baby bekommt die ersten Zähne, Ulrich die zweiten und meine Frau die dritten."

*

**Aus einem Vortrag**

„. . . und damals waren ja, wie Sie wissen, die Seeräuber eine richtige Landplage."

*

**Was soll man machen!**

Der hartnäckige Besucher nimmt endlich Abschied: „Vielen Dank für den gemütlichen Abend! Hoffentlich habe ich Sie nicht zu lange gestört!"

„O, keineswegs!" meint der Gastgeber. „Wir pflegen sowieso um diese Zeit aufzustehen."

*

**Zerstreut**

„Meine Kinder? Die sind jetzt nicht mehr auf! Die gehen mit den Hühnern schlafen!"

„Ich möchte sie gern sehen: Wo ist der Hühnerstall?"

*

**Aus einem Hintertreppenroman**

Als Marieluise den vermummten Einbrecher vor sich sah, zitterten ihre Kniekehlen so stark, daß sie keinen Ton hervorbringen konnte.